



DA SPITZT ER DEN MUND UND MACHT «OM»

Samstag, 20. Januar 2018 – Guwahati (Indien) MG Road, Circuit House

26.191501,91.749620

Was wird er wohl am Abend seiner Frau erzählen, frage ich mich die ganze Zeit und sehe dabei, wie er nach Dienstschluss in seinen weißen Tennissocken über einen ausgebleichten Perserteppich huscht. Im Hintergrund läuft der Fernseher, er streicht sich mit Daumen und Zeigefinger den Schnauz zurecht, und öffnet dann zwei Knöpfe seines weinroten Hemdes, das sich etwas arg über der Bauchtrommel spannt. «Ich bin heute einem Ausländer begegnet», könnte er seine Erzählung beginnen. Oder: «Sie sind schon erstaunlich, diese Ausländer, die haben ja nicht einmal...» Oder vielleicht auch: «You know, my love, I have done something good today.»

Doch kehren wir in die Gegenwart zurück. Als ich vorher am obersten Gerichtshof vorbeiging, in dessen Nähe mein Hotel liegt, fuhr gerade einer

jener cremefarbenen *Mahindra*-Jeeps aus dem Tor, wie sie Indiens Beamtenelite gerne benutzt. Der Wagen quetschte sich einige Zeit lang hinter mir durch den Verkehr und setzte dann zum Überholen an. Als er auf einer Höhe mit mir war, stoppte er plötzlich und eine dicke Männerhand mit schweren Ringen schoss aus dem Fenster auf mich zu. Gleich darauf kletterte ein kleiner Herr in einem grauen Anzug aus dem Fond des Wagens, mit ihm hüpfen drei Soldaten mit Maschinengewehren aus dem Auto und stellten sich sogleich wie Wachposten um uns auf.

«I am police officer», stellte sich der Mann vor, um Freundlichkeit in seinem Gesicht bemüht.

«Are you investigating», fragte ich leicht belustigt.

«No, I wan't to talk to you, follow me!» Da es in seinen Worten keine Lücke gab, in die ich



meine Widerrede hätte schieben können, folgte ich ihm leicht verduzt. Wir gingen über die Straße in einen Park, der offenbar auch zum Gerichtshof gehörte, passierten eine goldene Statue von Mahatma Gandhi und gelangten dann zwischen zwei Gebäuden aus der Kolonialzeit hindurch an den Fluss.

Und jetzt sitze ich also auf der vielleicht schönsten Terrasse von Guwahati. Durch elegante Gitterstäbe hindurch geht mein Blick weit über den dunstverhangenen Brahmaputra, die Insel mit dem Umananda-Tempel und das Inselchen Uravashi mit der Ruine eines Leuchtturms, den die Briten hier zurückgelassen haben. Der Polizist hat einen grünen Schreibblock auf den Knien und zeichnet gerade ein Diagramm der Welt, die er in positive und negative Energien zerlegt, in Sichtbares und Unsichtbares, Materielles und Spirituelles. Das Diagramm ist Teil eines längeren Vortrags, dessen Kernbotschaft es ist, die Überlegenheit der indischen Kultur gegenüber der westlichen darzulegen. In seiner Heimat (Indien) erkennt der Polizist eine spirituelle Kultur, in meiner (Amerika) eine rein materialistische. Der indische Körper sei ein Diamant: «My body is a a diamond!», sagt er und streicht sich dabei über die

Brust. Der westliche Körper aber sei kalt und nutzlos, deshalb müsse er sich künstlich mit Diamanten bedecken, das sei die Philosophie des Westens. In Indien stehe die biologische Natur im Mittelpunkt, erklärt er mir weiter, im Westen aber die Technologie. Leider stelle die künstliche Kultur des reichen Westens heute eine Bedrohung dar für die natürliche Kultur seiner mittellosen Heimat – dabei seien es doch die Pflanzen, die Sauerstoff produzierten, nicht die Roboter. Die NASA habe kürzlich herausgefunden, dass es Geräusche gäbe im Universum, in Indien wisse man das schon seit Tausenden von Jahren. Ich schaue ihn fragend an. Das spitzt er den Mund und macht «Om». Gegen Ende des Vortrags beklagt er sich, dass heute von außen ein krimineller Geist (er spricht von *Mens rea*) über das unschuldige Indien gestülpt werde. Ich frage ihn, wen er denn da im Verdacht habe. Er schaut mich mit erwartungsvollen Augen an. «Nun, der Westen vielleicht», sage ich brav – und da freut er sich tüchtig und hängt einen kleinen Exkurs darüber an, wie wichtig es für einen Polizisten sei, dass er die Wahrheit in Gesichtern lesen könne: «Body language, you understand!»

Ich verstehe – und dann ist die Lehrstunde vorbei. Nun muss ich noch meinen Namen und meine Telefonnummer abgeben. Seinen Namen will er mir nicht verraten, schließlich sei er Polizist. Er will auch nicht, dass ich das Diagramm fotografiere, denn ich hätte ja nun alles in meinem Kopf. Auch ein Porträt von ihm darf ich nicht machen – aber, da er selbst ein *Selfie* mit mir aufnehmen will, kann er auch mir dasselbe nicht abschlagen. Also gehen wir in eines der Büros und irgendein Diener bedient unter tausend Verbeugungen mit nervös zitternden Händen unsere Smartphones. Um ihn nicht unhöflich zu überragen, mache ich mich ein bisschen kleiner. Da ich aber weiß, wie schlecht mir ein Doppelkinn steht, hebe ich leicht den Kopf. «I support biological culture», gibt mir der Polizeichef eine seiner Kernbotschaften zum Schluss nochmals mit – und ich bin entlassen.

Auf dem Weg zum Tor schaue ich mir das Foto an und sehe darauf krumm, verkrampft, verwirrt und dabei doch eigentümlich überheblich aus, zudem fließt mir von einem Bild im Hintergrund das blaue Wasser eines lauschigen Baches direkt ins Ohr.

Ich weiß nicht, was er am Abend seiner Frau erzählt. Aber das hier ist, wenn auch kurz gefasst, meine Version der Geschichte.